

Das gelbe Fieber.

Eine Specialbesuche an den in New Orleans erscheinenden „Times Democrat“ aus Pensacola, Fla., meldet, daß bis Freitag doriger Woche unter der Mannschaft der Hauptstation für die im Kanale von Mexico stationierte Abtheilung der Bundesflotte 13 neue Erkrankungen an gelbem Fieber, darunter 7 mit tödtlichem Ausgang, vorgekommen sind. Unter den betroffenen befanden sich der Inspector der Leichterboote, Charles Grady, zwei weiße und drei farbige Matrosen. Der letzte Brief eines Unterofficiers der Marine-Station bei Pensacola macht laut derselben Zeitung folgende Angaben: „Das Marine-Ministerium verhält sich der hier ausgebrochenen Seuche gegenüber ziemlich gleichgültig. Wiederholte Vorstellungen über die Lage der Dinge hier sind an dasselbe gelangt, ohne daß bisher auch nur für die erforderliche ärztliche Hilfe gesorgt worden wäre. Wir werden hier ausweichen, so lange der Dienst es verlangt, aber wir thun es mit angestammtem Herzen, denn keiner ist auch nur eine Stunde vor der heimtückischen Krankheit sicher. Als die heisse Jahreszeit verließ und keine Spur der Krankheit sich unter uns zeigte, glaubten wir schon, für dieses Jahr der furchtbaren Gefahr entgangen zu sein. Die größte Sorgfalt wurde den Baracken und sonstigen Gebäuden gewidmet. Dr. Owen, der Arzt der Station, besichtigte unsere Wohnräume, Betten und Wäsche auf das Sorgfältigste und fand alles in vorzüglichem Zustande. Es schien unmöglich, daß die Krankheit Eingang in die Station finden könne. Am 12. August kam der erste verdächtige Krankheitsfall vor. Ein Gemeiner der Seesoldaten Namens Fletcher mußte sich bei seinem Officier krank melden und wurde zu Bett gebracht. Niemand glaubte damals noch, daß der Mann am gelben Fieber erkrankt sein könne. Schon am nächsten Tage jedoch erklärte Dr. Owen die Krankheit für das gelbe Fieber und zwei Tage später war der Mann todt. Ein Bett und die Kleider, die er getragen, wurden verbrannt, das Zimmer, in dem er gelegen hatte, wurde ausgepöbelt und mit Chloralkali desinficirt. Der Corporal Benjen und der Gemeine Barger erkrankten trotzdem unmittelbar darnach und starben ebenfalls. Die ganze Station wurde unter Quarantäne gestellt und der regelmäßige Dienst suspendirt.

Am 16. August erkrankte unser einziger Arzt Dr. Owen, und nunmehr war die Station ohne Arzt. Er hatte noch versucht, Frau und Kinder nach dem Osten zu schicken, war aber durch die unvermeidliche Quarantäne hieran verhindert worden. Der pflichterfüllte Arzt erlag der Krankheit und schon am nächsten Tage starb seine Frau. Der Tod der letzteren wurde vor den vier Kindern geheim gehalten und um Mitternacht mußten wir die Leiche der Mutter durch das Schlafzimmer der Kinder tragen. Schon als Dr. Owens Krankheit eine Form angenommen hatte, die jede Hoffnung auf einen günstigen Verlauf ausschloß, war der praktische Arzt Dr. Harris von Pensacola als Arzt für die Station mit einer Verabreichung von \$100 täglich angestellt worden. Am 28. August, nachdem die älteste Tochter des Dr. Owen und Zwillinge Brown; die aus Frau und drei Töchtern bestehende Familie des letzteren erkrankte ebenfalls. Lieutenant Whipple wurde von einem Freunde aus Pensacola, Dr. Bosso, der in die Station kam, behandelt; der Officier genas, aber der Arzt starb.

Am Ende August sind auf der Station 30 Erkrankungen und 15 Todesfälle vorgekommen. Man glaubt hier allgemein, daß die Krankheit durch einen kleinen Sechspfünder der Regierung eingeschleppt worden ist, welcher den Verkehr zwischen den Städten Washington und Wexley und Pensacola vermittelt. Der letztere war so bedeutend, daß er wenig kontrollirt, daß sich die Officiere der Station, wenn sie letztere verließen, nicht dieselben Dampfer, sondern einen besonderen Booten bedienten. Schon Anfang Juli hatte Dr. Owen den Commandanten der Station auf die Gefahr dieses nicht überwachbaren Verkehrs aufmerksam gemacht, seine Worte hatten aber keine Beachtung gefunden. Ein paar Tage vor seiner Erkrankung bemerkte derselbe Arzt: „In Washington häuften sich kein Wenig an uns, am liebsten ist es ihnen, wenn sie gar nichts von uns hören.“ Wenn ich recht unterrichtet bin, sind in der Bundeshauptstadt zwanzig Marineärzte stationirt, die so gut wie nichts zu thun haben, während es bei uns an einermäßigem Ausbreiten des Personals fehlt. Der hiesige Civilarzt opfert sich auf, aber die Kraft eines Mannes ist nicht ausreichend, alles zu thun. Die beiden Ärzte, die bereits gestorben sind, waren gesunde und kräftige Männer in ihren besten Jahren.“ Nach dem neuesten telegraphischen Nachrichten hat das gelbe Fieber in der Flottenstation bei Pensacola ungeheuer an Ausdehnung gewonnen und wurden endlich in Washington umfassende Maßregeln zur Bekämpfung der Seuche ergriffen.

Kopfsteuer für Einwanderer.

Wie wir schon wiederholt erwähnten, beschloß die United Dampship-Gesellschaft das durch ein Kongreßgesetz festgesetzte Kopfgeld von 50 Cent für jeden Einwanderer nur unter Protest an den Hafencollector Robertson und leitete gegen denselben eine Klage auf Zurückerlangung von \$1,096 als Betrag des in dieser Weise bezahlten Kopfgeldes

ein. Die Klage stützte sich auf die Verfassung, daß das erwähnte Gesetz constitutionswidrig sei, indem es eine Steuer auf Menschen lege. Ferner wurde behauptet, das Gesetz verstoße nicht zu Recht, weil es im Widerspruch mit bestehenden Staatsverträgen sei. Aus diesen beiden Gründen wurde die Klage abgewiesen. Der von der Gesellschaft unter Protest bezahlte Steuerbetrag wurde gefordert.

Namens des Collectors wurde gegen die Klage geltend gemacht, daß das fragliche Gesetz durchaus constitutionell und, wenn vielleicht mit einzelnen Staatsverträgen im Widerspruch stehend, von größerer Kraft sei als diese. Es wurde daher die Abweisung beantragt. Richter Blanchard hat seinen Entschluß abgegeben. Er sagt in derselben, daß die anlässlich des vorerwähnten Antrags aufgeworfenen Fragen bereits in einem von Edge & Volz gegen denselben Beklagten in Brooklyn eingeleiteten Prozesse entschieden wurden. Die Klage wurde damals zurückgewiesen und es muß deshalb auch in dem vorliegenden Falle ein Urtheil zu Gunsten des Beklagten gefällt werden. In der erwähnten Entscheidung ist bereits mit Recht hervorgehoben, daß die Abgabe nicht eine Kopfsteuer im Sinne des Art. 1, Sect. 9 der Verfassung, sondern eine den Dampfschiffgesellschaften, welche die Einwanderer hierher bringen, auferlegte Lizenzgebühr und als solche constitutionell ist. Dagegen, daß Gesetze, welche früher abgeschlossene Verträge widersprechen, trotzdem zu Recht bestehen, sprechen viele frühere richterliche Entscheidungen. Gegen diese Entscheidung wird die Dampfschiff-Gesellschaft aller Wahrscheinlichkeit nach die Appellation an das Oberbundesgericht ergehen.

Die Abtragung der Bundesschuld.

Die Verwendung eines verhältnismäßig kleinen Theiles des Ueberschusses im Schatz zur Abtragung der öffentlichen Schuld giebt der „N. Y. World“ Veranlassung, die Nation zu ermahnen, mit der Verminderung der Schuld einzuhalten und einer späteren Generation diese Aufgabe zu überlassen. Das betreffende Blatt behauptet, daß kein civilisierter Staat seine Schuld so rasch vermindere, als es hier seit 15 Jahren geschehen ist, sowie daß England und Frankreich doppelt so viel Schulden als die Vereinigten Staaten hätten, ohne daß man sich in diesen Ländern irgendwie anstrengte, die öffentliche Schuld zum Verschwinden zu bringen. Man kann diese Angaben für vollständig richtig erklären, ohne daß man zu den Schülfern und Rathschlägen des erwähnten Blattes zu gelangen braucht. Daraus, daß der Schatzdirector europäische Einrichtungen und Verwaltungssysteme eine erhebliche Verminderung der Staats-schulden verhindert, folgt nicht, daß die Ver. Staaten, welche vor Ausbruch des Rebellionskrieges keine Schuld von Belang hatten, eine Bürde tragen müssen, welche sie mit Leichtigkeit von sich abschütteln können. Der Vortheil der Abtragung der Schuld äußert sich nicht bloß in dem Wegfall der Zinsen, sondern auch in der Hebung des Credits. Wenn jemals wieder eine Verwindung entstehen sollte, durch welche dieses Land gezwungen wäre, sich zur Wehre zu setzen, so würde es den nöthigen nervösen Widerstand ohne Schwierigkeit zu niedrigem Zinsfuß aufstreiben können.

Dies würde ohne Zweifel nicht möglich sein, wenn das Land mit einer bereits vorhandenen alten Schuld in den Krieg ginge. Das langsame Tempo in der Abtragung der Schuld ist unter keinem Gesichtspunkte vorthellhaft. Wer Geld im Ueberflusse hat, begehrt eine Dummheit, wenn er Schulden bezahlen läßt, die er verginsen muß. Die „World“ behauptet nun, daß der Ueberschuß in dem Bundeshaushalt nur durch das künstliche Mittel eines hohen Tarifs und hoher Bundessteuern hergestellt wird. Sie will von einem auf diese Weise erzeugten Ueberschuß nichts wissen, sondern sie dringt darauf, daß die Zölle und Steuern, welche auf unserem Importhandel und unserer heimischen Industrie lasten, abgeschafft werden sollen. Dieses Verlangen findet wohl wenig Gehör, bei den Republikanern selbstverständlich nicht und bei den Demokraten ebensowenig. Es hat sich in letzter Zeit bei uns untrüglichen Evidenz herausgestellt, daß die demokratische Partei von einer Zerstörung des Protectiohsystems nichts wissen will. Ein gebanntes Kind spielt nicht gern mit dem Feuer und das Jahr 1880 mit dem demokratischen Freihandelsanlauf ist noch in zu guter Erinnerung. Es ist möglich und zugleich wissenschaftlich, daß der nächste Congress weitere Zollreformen einführt. Aber diese werden keineswegs von der Bedeutung sein, wie die „World“ sie im Sinne hat. Der Ueberschuß wird fortbestehen, wenn auch ein wenig reduziert, wenn er doch einmal vorhanden ist und bleibt es die klügste Politik, ihn zur Verminderung der Schuld und der Zinslast zu verwenden. (N. Y. Ztg.)

Der kirchliche Kampf in Preußen.

Nachdem die preussische Regierung in ihren directen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle aus nach dem Erlaß des neuen Kirchengesetzes zu einem zufriedenstellenden Compromisse nicht gelangt ist, hat sich dieselbe bekanntlich an die Bischöfe gewendet und dieselben mit rührender Höflichkeit ersucht, sich doch gefälligst über die Modalitäten der praktischen Handhabung genannten kirchlich-politischen Gesetzes anerkennen zu wollen. Die Bischöfe haben pro forma eine Konferenz abgehalten, die gar nicht nöthig gewesen wäre, da das Resultat derselben von Anfang an feststand. Sie erklärten, die Entscheidung bezüglich in die Hände des Papstes legen zu müssen, und so ist eingetreten, was Herr Windthorst dem Cultusminister Herrn von Böttcher laut und deutlich wiederholt im Abgeordnetenhaus erklärt hat: das ganze Gesetz kann nur mit Erlaubnis

des Papstes in Kraft treten. Nun kann die Regierung allerdings an die öffentliche Meinung appelliren und Jedermann zum Zeugen anrufen, daß nur die Hartnäckigkeit der Kurie die Befriedigung der seelsüchtigen Noth hindere; daß thut die Regierung aber schon seit 10 Jahren, und man weiß mit welchem Erfolg. Daß es so gekommen ist, kann übrigens nicht überraschen. Der genannte Führer der Ultramontanen hat in seinen Reden bei den Verhandlungen über das letzte kirchlich-politische Gesetz wiederholt angedeutet, daß das Gesetz nur mit Erlaubnis des Papstes in Kraft treten könne. Herr Windthorst war in jenen Reden noch weit deutlicher als er sonst zu sein pflegt. Wenn ihn damals Jemand fragte, wie sich denn die Kurie zu dem Gesetz stellen werde, und wie sich die weiteren Verhandlungen gestalten würden, so erhielt er die Antwort, daß der Führer des Centrums das selbst nicht wisse, gleiches aber den freundschaftlichen Rath: „Lesen Sie einmal genau meine Reden nach, da werden Sie einige Andeutungen finden, wie die Sache sich vielleicht weiter entwickeln könnte.“ In diesen Reden ist wiederholt ausgesprochen, daß die Kurie dem Gesetz gegenüber nur mit Genehmigung des Papstes vorgehen werde, und wenn die Regierung geglaubt hat, den Weg der selbstständigen Gesetzgebung beschreiten zu können, so sieht sie sich durch die Tactik der Ultramontanen jetzt eines Besseren belehrt.

„Die einzige Kagen-Oper in der Welt.“ In Chicago hat Signor Gualto Farnani, vormals Barfänger-Reiter auf ungetheiltem Pferde im Circus Dan Rice, fünf Kagen einstudirt, Quintette zu singen, mit denen er demnächst eine Kunstreise antreten wird. Die Primadonnen, Tenöre und Bässe sind entsprechend costümt, und die Vorträge derselben sollen eine so urkomische Wirkung machen, daß der Impresario auf zahlreichen Besuch seiner Concerthe rechnet.

„Z ä m e r“.

Verstirbt Alles auf dem Zufalle? Ist das ganze Leben von Anfang bis Ende etwas anderes als ein Spiel? Gähnt nicht unser Glück oder Unglück lediglich davon ab, daß wir die Chancen, die sich uns bieten zu benutzen verstehen? Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen suchen die meisten die wilden Speculationen und das Treiben an den beschiedenen Börsen zu beschönigen, welche keine Ahnung davon haben, daß die Arbeit nicht nur ihren in Geld ausgeprägten Lohn findet, — leider sehr häufig nicht den verdienten, — sondern daß sie auch ist, die uns innerliche Befriedigung und Freude gewährt; — welche in dem Besitze der einzigen Wertschätzung und dem Streben nach reich und mühselos erworbenem Reichtum den einzigen vernünftigen Zweck des Lebens erblicken.

Derartige Ansichten liegen unserer Zeit im Blute; mitunter glücken alle Speculationen und werden solche Gewinne ab, daß derjenige als Narr erscheint, der sich für einen bescheidenen Lohn im Schweiße seines Angesichts abgibt; daß gerade die unbedeutendsten, verächtlichsten, erbärmlichsten Menschen auf der Welt, die ihren Kenntnissen, ihren Fähigkeiten, ihren Tugenden, ihren Händen Arbeit verrichten, mit Verachtung herabsehen. Aber die Zeiten ändern sich und die rasch aufgestiegenen Existenzen verkommen in dem Schmutze, in den sie gehöhen.

Die Börse ist ein unentbehrliches Institut und die Geschäftleute, welche ihre Beruf dahin führt, mögen ihre Chancen benutzen. Wer aber die heutige Börse allen denen gegenüber, die nicht geschäftlich zu ihr gehören, mit einer Spielhölle vergleicht, thut ihr entsetzlich zu viel Ehre an. In der Spielhölle ist es, trotz aller dort herrschenden Gaunerei und Spillbörse, doch wenigstens nicht geradezu unmöglich, ab und zu einmal zu gewinnen, auf der Börse liegt aber diese Unmöglichkeit für alle diejenigen vor, die nicht berufsmäßig und andauernd mit ihr in Verbindung stehen. Man ist heutzutage so oft gezwungen, die Verwerfungen von Actiencapitalien zu erwägen, durch welche die Vandalen, Jay Gould und Andere ihre dem Volke abgetheilten Millionen vergrößert haben, — alle die Leute, die für ihr sauer erworbenes Geld verlorene Papiere eingelegt haben, gehören nicht den eigentlichen Börsenkreisen an, sondern stehen diesen fern. Was von Actienmärkten, gilt von dem Productenmarkt in ganz demselben Umfange. Wenn die Petroleum-Magnaten ein beträchtliches Steigen oder Fallen der Oelpreise in Scene setzen, haben alle diejenigen, die nicht zum Ringe gehören, nicht etwa die Gelegenheit, mit ihrem Gelde zu gewinnen oder zu verlieren, sondern sie begeben sich lebenden Leibes in eine Falle, aus der sie unter allen Umständen als geschorene Lämmer zurückkehren.

Die Börse ist Allen gegenüber, die nicht völlig zu ihr gehören, nicht ein Platz für wirkliche Speculation, sondern für alle Nicht-Börsianer eine Anstalt, in der sie ohne jede Möglichkeit eines Gewinns Haare lassen müssen. Man wende nicht ein, daß man sich der Vermittlung reeller Börsen-Männer bedienen könne. Gewiß giebt es solche, welche ihre Geschäfte genau so ehrlich betreiben, wie irgend ein reeller Geschäftsmann in andern Geschäftszweigen, diese geben sich aber mit der Vermittlung von Geschäftsgeldern für Leute, die der Börse fern stehen, gar nicht ab und warnen dieselben höchstens, sich die Finger zu verbrennen. Die große Masse unscrupulöser Mäuler aber steht kein Haar breit höher, als die Schmeißer für eine Spielhölle. Wer nicht berufsmäßig zur Börse gehört, sollte dieselbe scheuen wie das Feuer.

Auf dem Straßenbahnwagen.

„Warum brauchen Sie Ihre Peitsche nicht gegen diese Kagen?“ — fragte die heutige Tag der Passagier eines Straßen-

bahnwagens den Führer desselben, neben dem er gerade stand. Der Conductor war im Innern des Wagens beschäftigt und eine Anzahl Jungen unterhielt sich damit, unmittelbar vor den Pferden über die Gasse zu laufen, auf die hintere Plattform zu springen, an dem Stramp, der nach der Signalglocke führt, zu reizen und sonstige Missethaten zu treiben, die den Führer zur Verzeihung treiben mußten. „Ich schlage nie wieder ein Kind,“ antwortete der Conductor, ein schon älterer Mann, „nie wieder, und wenn es die übermüthigen Jungen noch toller treiben. Ich habe früher anders gedacht, meine Hand ist sicher, und wenn ich treffen will, den treffe ich auch. Aber sehen Sie, ich habe eine Erfahrung gemacht und die verzeihe ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde. Vor ungefähr zwei Jahren trieben es die Jungen auch einmal so toll, wie heute. Es war nahe am Endpunkt meiner Fahrt, der Wagen war fast leer und die uns entgegen kommende Car zu erwarten. Auf der hinteren Plattform verhielten 5 oder 6 Jungen abwartend. Die Pferde gingen im Schritt, ich sprang, mit der Peitsche in der Hand, durch den Wagen, aber die Jungen sprangen natürlich ab, bevor ich ihnen einen Denzettel anhängen konnte. Nur auf der unteren Stufe sah ich vier Büscheln von vielstieligen Stielen. Warte, Du Dummkopf, dachte ich, und schlug den Jungen über den Rücken. Er ließ sich von der Car herabgleiten und fiel mich von der Straße aus mit einem Blick an, der mir durch Mark und Bein ging. Ein blaues, krankes Gesichtchen, die großen Kinderaugen schon halb geschlossen. Ich wollte den Büscheln anrufen, er war aber schon langsam und müde nach dem Seitenwege hinüber mehr gewandt, als gegangen. Das Gesicht kam mir nicht aus dem Gedächtnis, der jederohrte hoffte ich, daß ich es wieder erblicken möchte.

Am zweiten Nachmittag darauf mußte ich fast an derselben Stelle halten. Vor meinem Wagen stand ein Kinder-Leichenwagen, der aus irgend welchem Grunde nicht vorwärts konnte. Ich schlang die Zügel um die Bremse und ließ ab, um nach der Ursache der Verhinderung zu sehen. Am Reichenwagen vorübergehend, warf ich durch die Glasscheiben derselben einen Blick auf den kleinen Sarg und durch die Glasscheibe über dem Gesichte erkannte ich den Knaben, den ich geschlagen hatte. Dasselbe häßliche, aber bleiche Kinderantlitz, die großen Augen, die mich so vorwurfsvoll anblickt hatten, geschloffen. Ich hatte den Knaben nicht todt geschlagen, das mußte ich, aber trotzdem wurde mir entsetzlich weh ums Herz. Ich erfuhr später, daß sich das Kind am Tage, als ich es schlug, während mein Wagen gerade stand, schon krank auf die untere Stufe der Plattform gelegt hatte, um so leichter die elterliche Wohnung zu erreichen. Er war todtkrank zu Hause angekommen, seine Mutter hatte, als sie ihn entkleidete und in's Bett brachte, den Stricken bemerkt, der über den Rücken lief; der Knabe hatte erzählt, was ihm widerfahren war, und die Mutter verwünschte noch heute den Führer, der schuld ist, daß ihr Liebling mit einem blauen Streifen über den Rücken in den Sarg gelegt werden mußte. Schen Sie, mein Herr, seit jener Zeit schäme ich keinen Jungen mehr, und wenn sie es noch toller treiben.“

Vom Island.

Ein furchtbarer Kinder-mord wird aus Walshampton bei London, in der canadischen Provinz Ontario, gemeldet. Ein Schmiß Namens Goudstone, 26 Jahre alt, lebte am Abend von der Arbeit heim und trat, angelehnt an sehr verdrießliche Stimmung in das Zimmer, wo seine Frau, die vor einer Woche mit Zwillingen niedergekommen war, im Bette lag. Er ersuchte die Wärterin, sich zu entfernen, da er Einiges mit seiner Frau zu besprechen habe. Ohne irgend etwas Schlimmes zu ahnen, ging die Frau in den hinter dem Hause gelegenen Garten, wo einige Minuten ihre Aufmerksamkeit durch das Ueberfließen des Wasserbehälters erregt wurde; sie eilte in das Haus, um die Ursache des Wasserlaufs zu ergründen, hob den Deckel der Cisterne auf und war entsetzt, als sie in derselben die drei ältesten Kinder des Goudstone'schen Ehepaares ertränkt fand. Mit jähem Schrecken erkannte sie die armen Kinder heraus, die offenbar nur einige Minuten im Wasser gelegen hatten, sah aber, daß das Leben entflohen und keine Rettung mehr möglich sei. In diesem Augenblicke schlugen entsetzliche Hülferufe aus dem Zimmer der Wärterin an ihr Ohr; sie eilt die Treppen hinauf, findet aber die Zimmerthüre von innen verschlossen; ein Nachbar kommt zu Hilfe, und ihren verzweifelten Anstrengungen gelingt es, die Thüre zu sprengen und sich Eingang in das Zimmer zu verschaffen, wo sich zwischen ein furchtbares Drama abgespielt hatte. Goudstone hatte den beiden Sänglingen, welche die beklagten werthe Frau in ihren Armen hielt, mit einem Hammer die Schädelknochen eingeschlagen. Das Blut strömte aus klaffenden Wunden über den Boden der unglücklichen Mutter. Das eine Kind war eine Leiche, das andere athmete noch schwach und war offenbar gleichfalls dem Tode verfallen. Goudstone war seit der Geburt der Zwillinge tiefsinnig.

In der Umgebung von East Windsor, Conn., entleerten sich die Farmer der Wurmsticherei, welche dort durch ihre große Anzahl beträchtlichen Schaden anrichteten, in der Weise, daß sie Papierfäden mit Pulver füllten, Zündschnuren von drei bis vier Fuß Länge an ihnen befestigten, die Stäbe in die Höhlen der Thiere placirten, die Ausgänge mit Erde verstopften und die Zündschnuren anzündeten. Die sich bei der Explosion des Pulvers entwickelnden Gase füllten den ganzen Bau der Wurmsticherei an, so daß dieselben erstickten. Vor zwei Jahren kam ein „grüner“ Deutscher in das Haus eines deutschen Farmers in Cecil Co., Md.,

und fragte, ob er sich nicht ein paar Tage dort aufhalten könne; er sei auf dem Wege nach New York, aber schwach und ermüdet; er habe kein Geld, erwarte aber täglich eine größere Summe von einem reichen Onkel in Sumatra. Als, was der Fremde bei sich trug, bestand in einem Violinflasc. Die Farmersleute gewährten ihm Obdach und an nächsten Morgen war er erkrankt. Die Frau des Farmers pflegte ihn auf's Beste und der Gast erwies sich während seiner Genesung als ein so liebenswürdiger und gebildeter Mann, daß ihn seine freundlichen Wirthe gern noch länger behielten. Seine Violine erheuerte manche Stunde. Ein ganzes Jahr blieb der Fremde, als im August v. J. eine Depesche von Sumatra eintraf, er solle sofort dahin abreisen. Das Reisegeld sei bei einem Bankhause in New York angewiesen. Der Farmer begleitete den Mann, der ihm ein Freund geworden war, nach New York. Dieser Tage traf ein Brief aus Sumatra bei dem Farmer ein, der einen Wechsel für \$10,000 und die Nachricht enthielt, der ehemalige arme Teufel sei durch den Tod seines Onkels zum Millionär geworden und bitte, die gedachte Summe als Belohnung seiner Dankbarkeit für die ihm erwiesene Güte freundlich anzunehmen.

Ein Expreßzug näherte sich dieser Tage mit einer Geschwindigkeit von dreißig Meilen in der Stunde der Station Colhoden bei Philadelphia, als der Locomotivführer ungefähr 100 Yds. vor der Maschine einen Mann neben den und mit dem Kopfe auf einer der Schienen liegen sah. Derselbe machte auf die mögliche Weise Alarm, setzte die Fußbremse in Thätigkeit, steuerte zurück, aber die Maschine stand erst, nachdem der ruhflügelnde Kopf des Mannes eine kurze Strecke vor sich her geschoben hatte. Der Conductor und der Maschinist sprangen hinzu und fanden zu ihrem nicht geringen Erstaunen einen Mann, der ruhig schlief. Nach festigem Schütteln wachte er auf und rief: „So laßt mich doch, ich will ja nur ein bißchen schlafen.“ Nachdem er auf die gefährliche Situation, in der er sich befand, aufmerksam gemacht worden war, brumte er nur: „Der Zug hätte auch etwas früher anhalten können“, und ging ohne ein einziges Wort des Dankes seines Wegs. Der Conductor meinte: „Wenn der Kerl auf dem Gipfel eines der Vulkane auf Java eingeschlagen gewesen wäre, so wäre er bei der Eruption desselben auch nicht aufge-gangen.“

Der 13 jährige Moses Stanton in Waterson, N. J., die einzige Stütze einer vermittelten Mutter und mehrerer kleiner Geschwister, arbeitete in einer Fabrik, wo vor einigen Tagen ein Führer, Namens B. McGuire, angefallen wurde. Der Knabe erregte durch irgend welche Veranlassung das Uebelwollen des neuen Arbeiters und beide hatten einen Streit mit einander. An demselben Tage fand Stanton vor einer großen Bütte mit heißer Dampfe, der brutalen Unhold näherte sich leise von hinten, hob den Knaben in die Höhe und schleppte den Hülfslosen in die dampfende, ätzende Flüssigkeit. Während die übrigen in der Fabrik beschäftigten Leute den unglücklichen Jungen aus der Bütte zogen, bewußtlos McGuire seine Flucht, und der Polizei gelang es noch nicht, seiner habhaft zu werden. Der Knabe ist auf beiden Augen erblindet, leidet entsetzliche Schmerzen und die eigene Mutter betet um seine Erlösung durch den Tod. Wir sollten denken, in einem solchen Falle müßte auch der gewissenhafteste Arzt die Euthanasie bis auf's Äußerste treiben.

Es galt bisher für unmöglich, Kolibris im Käfig zu halten, Frau C. M. Russell, die Matrone des Huntington Memorial Home für beschadete Damen in Norwich, Conn., hat jedoch 17 Stück in mehreren Käfigen vertheilt, die sich in der Gefangenschaft ganz wohl zu befinden scheinen. Mehrere derselben fliegen der Dame auf die Hand und picken Sirup aus einem Kaffeelöffel, den sie ihnen vorhält. Sie fliegen auch frei im Zimmer umher und lehnen von selbst in die Käfige zurück, die Wasser enthalten, die der Natur täuschend nachgeahmt und von Frau Russell angefertigt sind. Die reizenden Thiere werden mit Sirup, Zuckermilch und geschabtem Rindfleisch gefüttert, das mit Wasser einen dünnen Brei bildet; der letztere vertheilt die Insectennahrung, an welche die Vögel gewöhnt sind. In jedem Käfig wird außerdem täglich ein frischer Strauß blühender Blumen gestellt und die Kolibris fliegen in derselben Weise vor den Reizen der Blüten, die sie fliegen, wie sie dies im Freien gewohnt sind.

Vom russischen.

Der russische Schriftsteller und Redacteur des Petersburger „Nowoje Wremja“ A. Wurenin bringt in seinem Blatte folgende gefangene Verhöhnung Victor Hugo's: „Ich gebe für Jaskia zehn Kopeten. Die Katastrophe Jaskias ist mehr als die Katastrophe Jaskias. Es ist eine Katastrophe der Welten. Der Ocean gräbt einen Abgrund. Ararat — Zaubende von Menschen sind verschlungen. Zichtausend sind ohne Obdach und Nahrung. Striden wir die Hand aus. Geben wir. Alexis Schastminoff zehn Kopeten. Victor Hugo zehn Kopeten. Es sind bereits zwanzig Kopeten. Zwei machen vier. Vier — acht. Acht — sechzehn. Ich bin aufgeregt. Ich schreie mein Schreien. Graf Alexis Schastminoff.“

Die Chronik der Leben-digbegabenen ist um einen Fall reicher geworden. Eine Frau in Zolls, in Galizien, erkrankte Ende August an Gebärmertumoren. Trotz der Hilfe der herbeigerufenen Hebammen konnte das Kind nicht geboren werden, und dieselbe die Gebärmutter in Folge der ausgehenden Schmerzen und Anstrengungen in den Schmelz. Sie wurde von den Angehörigen für todt gehalten und eingestraft, am darauffolgenden Sonn-

tag auf dem Kirchhofe zu Weseberg begraben zu werden. Ehe der Sarg am Sonntag vom Trauerhause zur Beerdigung in die Kirche abgehoben wurde, öffnete man denselben, und dabei machte ein altes Mütterchen die Entdeckung, daß die Magengänge der Toten warm waren. Sie theilte dies den Anwesenden mit, doch man ließ diese Beobachtung mit der den Lebenden eigenen Gleichgültigkeit unberücksichtigt. Der Sarg wurde auf den Wagen gehoben, nach landesüblicher Weise fehlte kein einziger Mann auf den Deckel und die Leiche wurde nach der Kirche zu Weseberg gebracht. Nachdem die Leiche eingeeignet und der Sarg aus der Kirche getragen und auf den Wagen gesetzt worden war, um auf den etwa zwei Meilen von der Stadt entfernten Kirchhof gebracht zu werden, bemerkten einige Trauergäste, daß der Deckel des Sarges sich hob. Ohne der Ursache dieser Erscheinung nachspüren, meinten einige von den Anwesenden, die Leiche sei „argwollend“, und darum habe sie der Sargdeckel. Stride sollten herbeigeschafft und der Sarg fest umgeben werden. Darauf setzten sich wieder mehrere Mann auf den Sarg und fuhren zur Kirche. Vor der Einsegnung wurde der Sarg, wie hier gebräuchlich, noch einmal geöffnet, aber nach ein entsetzliches Bild bot sich dar! Mit angelegenen Füßen, die Knie gegen die Sarglage gerichtet und aufgehobenen Händen, als wollte die Unglückliche den Sargdeckel zurückdrängen, lag die Leiche da; das Kind war geboren und lag ihr zu Füßen. Wie anzunehmen, muß die Arme erstickt sein.

Der spanische Expreßzug nach Frankfurt, welcher Abends um halb 12 Uhr von Barcelona abfährt, wurde vor einigen Tagen, wie schon kurz gemeldet, 20 Kilometer von Barcelona, zwischen Mollet und Montmeló, beraubt. In dem Zuge befanden sich, wie gewöhnlich, zwei Civilgardien. Wie verlautet, fliegen der Menschen in Matrosentracht, welche einige Säcke bei sich führten, bei der Abfahrt aus der Stadt in das Ruder, welches die beiden Gardien inne hatten. In der bekannten Gegend von Trench wurde der Raubanfall, während der Zug in rasender Eile dahinbrauste, vollführt, indem die beiden Menschen sich auf die Civilgardien warfen und sie, ehe dieselben von ihren Gewehren Gebrauch machen konnten, entwaffneten. Zugleich wurde dem Maschinisten von der Straße aus ein Alarmzeichen gegeben, worauf der Zug hielt, und ehe man es sich versah, ward derselbe von einigen zwanzig bewaffneten Menschen überfallen, welche die Reisenden nicht allein zur Herausgabe ihres Geldes, sondern auch aller Werthgegenstände zwangen. In den Trenchen erster und zweiter Klasse befanden sich 70 bis 80 Passagiere und belief sich der denfelben gestohlene Betrag in Bar auf 20—50,000 M., ungerührt den Werth der entwendeten Uhren, Juwelen und Schmuckstücke.

Die „Reisende Zeitung“ theilt mit, daß ihre drei Fälle mitgetheilt sind, in denen junge Männer nach Abtath ihrer Dienstzeit als Einjährig-Freiwillige lediglich aus dem Grunde nicht zu Reserve-Officieren avancirt sind, weil sie als Studenten Corporationen angehört haben, die principliell das Duell verwerfen. In einem Falle hat, wie die „Ztg.“ mittheilen kann, ein Beamter durch Uebersetzung des Statuts der betr. Studenten-Verbindung, welcher der bisherige Einjährig-Freiwillige angehört hatte, der Militärbehörde mit Erfolg den Gegner des Duells denunzirt. Die Abtath vor dem Gesetz ist also ein ausreichender Grund für die Nichtzulassung zum Officiercorps der deutschen Arme.

Der Berliner Ingenieur G. Stumpf erhielt ein Patent auf eine bemerkenswerthe Vorrichtung und Rettungs-einrichtung für Gebäude. Diese besteht zunächst in einer eigenthümlichen Anordnung der Treppen in Form einer abgeflachten Pyramide, die es bewirkt, daß die doppelte Anzahl Menschen abwärts schreiten kann, und daß mit dem Abwärtssteigen das Gebäude sich vermindert. In der Nähe des Treppenhauses wird außerdem ein Fallstuhl im feuerfesten Schacht angeordnet, welcher den Feuerleuten gestattet, jedes Treppenglied, wie auch das Dach, zu erreichen; endlich ist das Fallstahlgehäuse so eingerichtet, daß die Treppen von oben aus beleuchtet und ventilirt, d. h. die Verbrennungsgase abgeführt werden.

Im russischen Grenzvertheil sind wieder neue und höchst löbliche Beschränkungen angeordnet worden. Seit dem 17. August verlangen ohne vorhergegangene Ankündigung russische Beden den von jeder einzelnen Person, also auch z. B. von der ihren Mann begleitenden Frau und deren Kindern eine besondere Legitimation, falls sie die Grenze überschreiten wollen, während es bisher ausreichte, daß in der Legitimation oder dem Paße bemerkt war, daß die Begleitenden die Frau und Kinder des Inhabers seien. Ferner genügt für die Paße Deutscher, welche in Rußland wohnen wollen, das Datum eines Consulates nicht mehr, sondern es muß das des Gouverneurs eingeholt werden. Alle Schritte, welche die Betroffenen bisher zur Aufhebung dieser Beschränkung gehen haben, waren vergeblich, die russischen Beamten beriefen sich auf die ihnen gewordenen Befehle ihrer Oberen.

In Wien sind in Folge der jüngsten Arbeiterumwälte die Sicherheitsmaßnahmen auf Ansuchen der Polizeidirection mit Hinterabergewehren aus dem Arsenal versehen worden. Die Gewehre wurden in einer jedes Aussehen vermeidenden Weise an die Unterabtheilungen der einzelnen Bezirke vertheilt. Seit einigen Tagen findet das Eingereiren der hiesigen Mannschaften in ihren Kasernen statt, damit dieselbe gegebenenfalls mit der Handfeuerwaffe vollkommen vertraut sei. (F. u. T. (Sachsen).) 20. Aug. Der vom hiesigen Schourgerichte wegen Verderbens zum Tode verurtheilte Bildhauer ist vom Kaiser zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt worden.